

WEITER DENKEN, ANDERS HANDELN (9)

«Der Konsumwunsch erwächst aus den kapitalistischen Arbeitsbedingungen»

Wir leben in einer Zeit der Wunschexplosion, sagt der Psychoanalytiker und Ethnologe Mario Erdheim. Das sei nicht schlecht – falls das Wünschen auch die Arbeitswelt einbeziehe. Trotz der gesellschaftlichen Verhältnisse sei das möglich.

VON WOLFGANG STORZ, PIT WUHRER (INTERVIEW) UND URSULA HÄNE (FOTO)

WOZ: Herr Erdheim, was kennzeichnet die Lage der Individuen in unseren Gesellschaften, in der Schweiz, in Deutschland? Gibt es da einen roten Faden?

Mario Erdheim: Zentral ist die Emanzipation, die Ablösung des Individuums von Stand, Kirche, Traditionen; die Menschen wurden aus allem, was die Gesellschaft lange Zeit ausmachte, hinausgeschleudert.

Fühlen sich die Menschen deshalb bis heute orientierungslos?

Der Bruch mit dem Alten hat die bisherigen Orientierungen aufgeweicht. Im «Kommunistischen Manifest» von 1848 haben Karl Marx und Friedrich Engels das sehr eindrücklich beschrieben. Die engen und einengenden familiären Bindungen wurden abgestreift, alles Ständische und Beharrende verdampte, alles Heilige schien entweiht. Heute können sich die Leute gar nicht mehr vorstellen, wie wenig Raum das Individuum einst hatte. Wir haben jetzt eine Gesellschaft der Individuen und nicht mehr eine Gesellschaft der Gruppen – und das ergibt eine andere Dynamik.

Überfordert uns diese Autonomie?

Der Mensch ist das überforderte Wesen schlechthin. Das war schon immer so. Er war auch von der Feudalgesellschaft überfordert, da war nicht nur geruhames Dasein. Aber: Ich rede von Individualismus, nicht von Autonomie. Autonomie heisst ja, dass man selber die Gesetze macht. Individuen sind wir alle, ob wir autonom sind oder nicht. Individualismus hingegen bedeutet, dass wir die Folgen des Handelns immer nur in Bezug auf das Individuum beurteilen.

Sind wir also zunehmend bindungslose, überforderte Individuen?

Sicher ist die Bindung an Institutionen fragwürdiger und lockerer geworden. Man kann sagen, die beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert haben den Institutionen ihre Unschuld geraubt. Sie geben keinen Halt mehr, weil sie an Autorität und Glaubwürdigkeit verloren haben. Aber die Individuen können gar nicht leben, ohne Bindungen einzugehen.

Wie steht es um die Autonomie von uns Individuen?

Wenn Individuen von ihren Erfahrungen ausgehen, dann können sie sagen: Dies oder jenes ist das Richtige für mich, das sind Ziele, die ich mir selber setze, weil ich sie für richtig und wichtig erachte. So können Individuen für sich den Sinn bestimmen, und daraus entsteht Autonomie oder Teilautonomie. Doch da nimmt die moderne Gesellschaft Einfluss auf das Individuum und postuliert, Autonomie bestehe vor allem in dem, was das Individuum konsumiere. Der Konsum wird zum Ersatz der Autonomie: Ich bestimme, welche Produkte ich kaufen will. Freiheit heisst dann nur noch, konsumieren zu dürfen, was man will.

Wo lernt ein Heranwachsender Autonomie?

Autonomie lerne ich – das klingt zuerst wie ein Widerspruch – in Beziehungen, die ich eingehe. Entscheidend ist dann, wie die Beziehungen von mir erfahren werden. Die Beziehung ist der kulturelle Ort, wo Autonomie gelernt und gelebt werden kann. Denn es entsteht Spannung: Einerseits will ich eine Beziehung, und andererseits will ich autonom sein. Wie geht das zusammen? In diesem Spannungsfeld entwickelt sich die Autonomie.

Die soziale Ungleichheit wächst, und die Armen können sich aufgrund ihrer wachsenden materiellen Not immer weniger wünschen. Dass sie in der Konsumwelt nicht mithalten können, lähmt sie.

Es ist nicht nur ein Problem der sozialen Ungleichheit, sondern auch und vielleicht vor allem ein Problem des Wünschens und der Wunsch-erfüllung durch den Warenkonsum. Erst wurde uns nahegelegt: Wünscht, was ihr wollt, ihr müsst das Wünschen lernen, seid masslos in den Wünschen,

das war der individualistische Trend. Und nachdem viele durch diesen Prozess gegangen sind, merken die Menschen plötzlich, dass es das nicht sein kann. Sie beginnen zu zweifeln, dass das Wünschen glücklich macht.

Aber wie wollen wir den Beweis erbringen, dass Konsum nicht glücklich macht? Shoppen beruhigt doch. Gut, Depressionen, Burn-outs und psychische Probleme nehmen stark zu. Das ist ein Beleg, dass die Wunschexplosion nicht befriedigend ist. Ich kann zwar ständig ein neues Handy erwerben, aber werde ich damit glücklich?

Ist also die misslungene Wunscherfüllung Ursache der zunehmenden psychischen Belastungen? Liegt diese nicht in den kapitalistischen Arbeitsbedingungen?

Beides ergänzt sich. Der Konsumwunsch erwächst aus den unbefriedigenden kapitalistischen Arbeitsbedingungen. Allerdings läuft das nicht gleichzeitig ab. Zuerst glaube ich ja wirklich, dass die neuen Turnschuhe unglaublich befriedigend sind; sie wurden mir ja von der Werbung angepriesen. Es braucht einen Lernprozess, bis das Individuum erkennt: Nein, das ist es nicht. Und Verlauf und Ergebnis dieser Lernprozesse hängen wiederum von meinen Beziehungen ab. Die depressive Stimmung setzt oft dann ein, wenn ich merke: Ich kann zwar meine Wünsche befriedigen, aber es fehlt immer noch etwas. Was das Fehlende jedoch ist, lässt sich nicht mehr auf die Wünsche, also versuche ich es mit einem neuen Konsumobjekt.

Jetzt sprechen Sie von Ober- und Mittelschichten. Aber was ist mit den Menschen, die gerade das Geld für ein Handy haben, aber für mehr nicht?

Der Psychoanalytiker und Reformpädagoge Siegfried Bernfeld hat dies als Tantalussituation bezeichnet: Auch jene, die ihre Wünsche nicht befriedigen können, sind mit ihnen konfrontiert, denn sie sehen überall, in Zeitschriften, im Kino und so weiter, dass es Leute gibt, die sich alles leisten können. Die Armen leben nicht hinter hohen Mauern, die Zürcher Bahnhofstrasse mit all ihren Luxusläden ist kein Tabubezirk. Man möchte auch diese Früchte ergreifen, kann es aber nicht – sie sind un erreichbar. Das löst ein ganz anders geartetes Leiden aus, und man versucht, sich dadurch zu behelfen, dass man sich sagt: Ich bin ein Versager, deshalb kann ich mir nichts erfüllen. Die Früchte sind da, ich sehe sie, ich rieche sie, aber ich komme nicht an sie heran, weil ich zu wenig tüchtig bin, ich hätte doch die Schule oder die Ausbildung fertig machen sollen; jedes Individuum findet dann viele Gründe für Selbstvorwürfe.

MARIO ERDHEIM

Von Quito nach Zürich

Es ist ein grosses Arbeitszimmer, in dem uns der Psychoanalytiker Mario Erdheim zum Gespräch empfängt. Johanna Spyri habe hier gelebt, es sei auch die Wohnung von Paul Burkhard gewesen, jenem Musiker, der unter anderem die Musik zur Uraufführung von Bert Brechts «Mutter Courage» (Zürich 1941) komponierte. Und Brecht habe sich – wie viele andere EmigrantInnen – ebenfalls oft hier aufgehalten: «Burkhards Mutter stand im Ruf, den besten Kaffee zu kochen.» Der Raum, in dem Erdheim praktiziert, hat eine grosse Tradition.

Mario Erdheim, geboren 1940 in Quito (Ecuador), ist einer der bedeutendsten Psychoanalytiker der Schweiz. Er studierte in Wien, Basel und Madrid, arbeitete in Zürich als Lehrer, übernahm danach eine Dozentur für Ethnopsychanalyse an der Universität Zürich, war Gastprofessor in Frankfurt, Salz-

burg, Wien und Darmstadt und praktiziert seit 1975 in Zürich. Sein Forschungs-schwerpunkt ist die gesellschaftliche Bedeutung des Unterbewusstseins und die Rolle des Unbewussten in der Kultur.

«Was es heisst, Schweizer zu sein, wird einem erst klar, wenn man das Fremde verstehen möchte und auf die eigenen Schranken stösst», schrieb Erdheim – anknüpfend an die Forschungen von Paul Parin, Goldy Parin-Matthey und Fritz Morgenthaler – in seinem Grundlagenwerk «Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozess» (Suhrkamp Verlag, 1988). Die Besonderheiten von Kulturen, so Erdheims These, träten nur durch die Gegenüberstellung mit anderen hervor: Erst in der Begegnung mit dem Fremden bekämen Erkenntnisse einen Wert. PIT WUHRER

Also sind jene, die nicht mehr wünschen können, am unglücklichsten?

Eine weitere Folge der Wunschexplosion bestand darin, dass sie der Arbeit eine andere Bedeutung gab und dem Menschen damit eine wesentliche Quelle der Sinngebung versperrte. Die Wunschexplosion machte aus dem Beruf, der eine Berufung war, einen Job. Man will nur noch Geld verdienen, eben um sich möglichst viele Warenwünsche erfüllen zu können. Das Geld ist zur Hauptbegründung der Arbeit geworden.

«Die Angst vor der Zukunft ist so gross, dass man die Zukunft nur als Vergangenheit zu denken wagt.»

Also kein Interesse am Handwerk, am Inhalt der Arbeit ...

Der Arbeitsinhalt ist weitgehend aus dem Wünschen herausgenommen worden. Wenn sich das Wünschen auf den Arbeitsprozess beziehen würde, müsste man sich fragen, wie eine zufriedenstellende Arbeit auszusehen hätte. Aber wenn sich das Wünschen nicht auf die Entwicklungsmöglichkeiten der Gesellschaft bezieht und auf die Inhalte der Arbeit, dann gilt nur all das als gut und kreativ, was mehr Geld bringt. Ich finde es bemerkenswert, dass die Wunschexplosion nicht das Leben als Ganzes erfasst, sondern sich nur auf bestimmte Bereiche beschränkt. Und ausgerechnet der Bereich der Erwerbsarbeit, die eine so grosse Wichtigkeit hat, ist ausgenommen.

Was können die Gewerkschaften tun, damit die Menschen wenigstens einen Teil der Energie, der in ihre Wunscherfüllung fliesst, in den Wunsch nach einer möglichst anspruchsvollen Arbeit umlenken?

Da müssten die Gewerkschaften gegen ein Vermächtnis der Sozialdemokratie ankämpfen: Diese hat Arbeit nie in ihrer ganzen Bedeutung gesehen für die Menschwerdung des Affen, wie es Friedrich Engels einst sagte. Für die Partei war und ist Arbeit im Kern nur Lohnarbeit. Der Sinn der Arbeit jenseits des Lohns war für die Sozialdemokratie nie ein Thema, und aus dieser verhängnisvollen Engführung haben sich auch die Gewerkschaften bis heute nicht herausarbeiten können und wollen.

Gab es einmal eine Phase, in der sich die Gewerkschaften mit diesem weiten Verständnis von Arbeit jenseits des Lohns beschäftigt haben?

Lassen Sie mich ein Beispiel nennen. Am Ende meines Studiums war ich in der Toskana in den Ferien. Dort begegnete ich Minenarbeitern, die Pyrit abbauten. Wir unterhielten uns, und ich erfuhr, dass viele von ihnen früh starben. Die Todesrate war sehr hoch. Ich fragte sie dann, warum sie nicht in die Schweiz gehen würden, dort könne man unter besseren Bedingungen arbeiten und bekomme nicht diese Krankheiten. Ich würde nichts verstehen, antworteten sie, hier sei ihr Lebensort, hier wollten sie bleiben.

In dieser Auseinandersetzung fiel mir auf, dass diese Minenarbeiter eine ganz andere Einstellung zur Arbeit hatten, als ich sie bis dahin kannte. Sie waren erstens davon überzeugt, dass ihre Arbeit trotz ihrer Gefährlichkeit etwas ganz Wichtiges, Schönes, Wunderbares ist. Für sie war dieses Etwas-aus-dem-Berg-Herausholen etwas Einmaliges, etwas geradezu Sakrales. Und zweitens hatten sie ein sehr genaues Bild von der Region und ihrer Geologie. Das entsprach zwar vielleicht nicht den wissenschaftlichen Erkenntnissen, zeigte aber, dass sie eine ganz eigene Beziehung zu ihrer Arbeit hatten.

Ist es angesichts der globalen Arbeitsteilung und des globalen Wettbewerbs nicht eine romantische Vorstellung, über Arbeitsbeziehungen, den Inhalt der Arbeit und die Produkte der Arbeit diskutieren zu wollen?

Warum hat es einen negativen Unterton, wenn man jemanden verdächtigt, etwas Romantisches zu sagen? Auch wenn die Romantiker oft eine konservative Schlagseite hatten, konnten ihre Gedanken wichtige Erkenntnisse vermitteln. Arbeitsbeziehungen, Arbeitsinhalte und was produziert werden soll, sind zentrale Themen, denen man nicht aus dem Weg gehen soll.

Was sagt es über die Gesellschaft aus, wenn es keinen bedeutenden Akteur gibt, der einen so einleuchtenden Punkt thematisiert?

Man sieht daran den durchschlagenden Erfolg des Kapitalismus, der die Arbeitskraft zur Ware gemacht hat. Es ist alles so eingepackt, es kommt einem gar nicht mehr in den Sinn, dass es noch andere Konnotationen gibt. Die «Ästhetik des Widerstands» von Peter Weiss beschäftigt sich ja auch mit diesem Thema. Dort wird nicht nur der Widerstand beschrieben und seine Einbettung in die Kultur, dort wird auch beschrieben, wie die Arbeit aus der Kultur herausgelöst und ins rein Ökonomische verlagert wird. Noch etwas weiter gefasst: Seit die Ökonomie aus dem Gesellschaftlichen herausgelöst und als eigene Sphäre definiert wurde, kommen wir gar nicht mehr auf die Idee, dass Arbeit etwas anderes ist als blosses Ökonomie.

Wie soll die Herkulesaufgabe gelingen, die Ängste zu identifizieren, die wahren Ursachen zu benennen – und damit die Verschiebung der Ängste beispielsweise auf Fremde zu blockieren? Die Menschen verdrängen doch, weil sie sich sicher fühlen wollen.

Es stimmt zwar, dass man verdrängt, weil man sich nicht sicher fühlt, aber das geht nie ganz auf. Das Individuum ahnt ja, dass es mit etwas Wesentlichem nicht fertig wird, und so muss es immer neue Verdrängungsschübe auslösen, das heisst die gefährlichen Stellen immer weiter umfahren. Aber dadurch wird die Welt auch immer unübersichtlicher, also noch angsterregender. Damit will ich sagen, dass es das Individuum durchaus erleichtern kann, endlich die eigentlichen Gefahren beim Namen genannt zu bekommen. Die Medien rechtfertigen ihre boulevardistische Informationspolitik ja oft damit, dass es die Medienkonsumenten so wollten. Wer so argumentiert, verachtet die Mehrheit der Menschen und sieht sich als Teil einer Elite. Aufgrund der Konstruktion Elite-Masse rechtfertigt man die Notwendigkeit von Spaltung und Projektion: Die Masse will in ihren Illusionen bestätigt

Was allerdings vorhanden ist, sind die Ängste. Diese Ängste versucht ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung dadurch zu beruhigen, dass er auf eine Rückkehr zu Vergan-genem als Lösung der heutigen Probleme hofft. Dabei spielt die Fremdenangst eine wesentliche Rolle, nach der Devise: Sind die Fremden Verhältnisse wie von selbst wieder herstellen. Die Angst vor der Zukunft ist so gross, dass man die Zukunft nur als Vergangenheit zu denken wagt.

In einer solchen Situation haben linke Alternativen keine guten Chancen. Man kann auch noch annehmen, dass die linken Utopien, die um Russ-



«Es ist dem Menschen zumutbar, sich mit der Realität auseinanderzusetzen – auch wenn sie angsterregend ist»: Psychoanalytiker Martin Erdheim in seinem Zürcher Arbeitszimmer.

land und China kreisten, durch den Zusammenbruch des Ostblocks völlig diskreditiert wurden. Der Kapitalismus kann, weil er überlebte, mehr Argumente für sich anführen als der Sozialismus, der so vieles tut, um sich möglichst schnell dem Kapitalismus anzugleichen. Dabei wird oft vergessen, dass die Geschichte von 1917 bis 1989 wesentlich davon geprägt wurde, dass der Kommunismus den Kapitalismus zwang, Reformen einzuführen, um den politischen Einfluss der Roten abzuweisen. Es wäre ein interessantes Denckperiment, der Frage nachzugehen, wie sich der Kapitalismus ohne den Einfluss des Kommunismus entwickelt hätte.

Wie soll die Herkulesaufgabe gelingen, die Ängste zu identifizieren, die wahren Ursachen zu benennen – und damit die Verschiebung der Ängste beispielsweise auf Fremde zu blockieren? Die Menschen verdrängen doch, weil sie sich sicher fühlen wollen.

Es stimmt zwar, dass man verdrängt, weil man sich nicht sicher fühlt, aber das geht nie ganz auf. Das Individuum ahnt ja, dass es mit etwas Wesentlichem nicht fertig wird, und so muss es immer neue Verdrängungsschübe auslösen, das heisst die gefährlichen Stellen immer weiter umfahren. Aber dadurch wird die Welt auch immer unübersichtlicher, also noch angsterregender. Damit will ich sagen, dass es das Individuum durchaus erleichtern kann, endlich die eigentlichen Gefahren beim Namen genannt zu bekommen. Die Medien rechtfertigen ihre boulevardistische Informationspolitik ja oft damit, dass es die Medienkonsumenten so wollten. Wer so argumentiert, verachtet die Mehrheit der Menschen und sieht sich als Teil einer Elite. Aufgrund der Konstruktion Elite-Masse rechtfertigt man die Notwendigkeit von Spaltung und Projektion: Die Masse will in ihren Illusionen bestätigt

PROWOZ

Dieser Artikel wurde ermöglicht durch den Recherchierfonds des Fördervereins ProWOZ. Der Fonds unterstützt Recherchen und Reportagen, die die finanziellen Möglichkeiten der WOZ übersteigen. Er speist sich aus Spenden der WOZ-LeserInnen.

Förderverein ProWOZ, Postfach, 8031 Zürich, PC 80-22251-0

werden, und diese hat man zu produzieren und zu bedienen. Ich teile diese Ansichten nicht und nehme an, dass es dem Menschen zumutbar ist, sich mit der Realität auseinanderzusetzen, auch wenn sie angsterregend ist.

Ist der Wunsch nach verbindlicher fester Gemeinschaft verkümmert?

Nein, er verkümmert nicht. Als Sehnsucht ist er immer da – nach Liebe zum Beispiel, schauen Sie sich nur die Kontaktanzeigen an. Aber hier müssen wir wieder das Thema Arbeit aufnehmen. Was passiert, wenn im Zuge der fortschreitenden Entfremdung menschliche Beziehungen aus der Arbeitswelt rausgenommen werden? Wenn die Arbeit so bedeutungslos und beziehungsarm wird, dann sucht man halt die Kontakte in einer imaginären Welt und nicht mehr in der realen Welt von Beziehungen. Denn dort könnte der andere sehen, dass es mir heute nicht so gut geht, dass ich schlecht gelaunt bin – und ich könnte erfahren: Oh, er erträgt mich doch, ich darf so sein, wie ich gerade bin. Diese Erfahrung mache ich aber nicht, sondern ich passe mich an und spiele die Rolle, die mir zugeschrieben worden ist. So ist das Reale entschwinden, ich begebe mich in der Scheinwelt des Büros, und trotzdem muss ich mich der Realität der Hierarchie anpassen. Man kann die Realität nicht leugnen, man kann nur neue Fluchtorte suchen. Die Realität bleibt doch die letzte Instanz.

Die Menschen leiden in unseren westlichen Wirtschaftsgesellschaften, weil sie in der Arbeit nur eine Ware und eine Frage des Lohns sehen. Wer sie neu definiert und ihr Sinn verleiht, der öffnet sozusagen die Tür zu neuem Fortschritt. Wer kann das sein?

Darauf möchte ich als Psychoanalytiker antworten. Zwar wird das Psychische heute eher als etwas Überflüssiges betrachtet, bestenfalls als Störfaktor, der die Individuen daran hindert, die von ihnen geforderten Leistungen zu erbringen. Aber ich weiss, dass das Psychische über gewaltige Kräfte verfügt. Zu diesen Kräften gehören die Grössen- und Allmachtsfantasien. Aus diesen entspringen die Wünsche des Menschen, die Realität nicht einfach so zu akzeptieren, sondern sie verändern zu wollen. Ein eindrücklicher Beleg dafür sind die Flugfantasien, die den Menschen vermutlich seit Urzeiten bewegten und die zum Beispiel in Mythen wie dem von Dädalus und Ikarus Gestalt annehmen. Daraus entstanden Erfindungen, die das heutige weltum-

spannende Flugnetz ebenso ermöglichten wie die schrecklichsten Luftkriege und Bombardements.

Damit will ich sagen, dass die Grössen- und Allmachtsfantasien ein schier unermessliches Potenzial an Möglichkeiten enthalten, die sowohl für destruktive als auch für konstruktive Zwecke eingesetzt werden können. Welche Richtung sich durchsetzt, hängt von den gesellschaftlichen Verhältnissen ab. Tendiert man dazu, diese Verhältnisse, insbesondere die Machtstrukturen, unverändertlich zu erhalten, so setzt sich das destruktive Potenzial durch, weil man all das vernichten muss, was die etablierte Macht infrage stellt. Dabei darf man nicht vergessen, dass der Wandel, die Bewegung das Selbstverständliche ist, das heisst, dass man viel Energie verwenden muss, um Bewegungen und den durch sie verursachten Wandel zu stoppen, einzufrieren.

Was kann man tun, damit sich die positive Seite der Fantasien gegen die etablierte Macht durchsetzt?

Die wichtigste Lebensphase des Individuums, in der sich entscheidet, in welche Richtung sich Grössen- und Allmachtsfantasien entwickeln, ist die Adoleszenz. Die Leistung, die die Mädchen und Jungen im Verlauf der folgenden zehn, fünfzehn Jahre erbringen müssen, besteht darin, ihre Grössen- und Allmachtsfantasien in Einklang mit ihren Begabungen zu bringen. Gelingt das nicht, so bleibt den Individuen nichts anderes übrig, als auf sie zu verzichten oder sie an andere zu delegieren. Das sind dann die Führer und Propheten, die Filmstars, die Spitzensportler und ihre Mannschaften. Das Entscheidende ist, dass diese Identifikation eine Verbindung der Grössen- und Allmachtsfantasien mit den eigenen Begabungen und Talenten verhindert.

Diese Überlegungen machen vielleicht auch verständlich, weshalb Jugendarbeitslosigkeit ein schweres Handicap darstellt. Zum materiellen kommt noch das psychische Elend eines tiefen Unbehagens und Ungenügens hinzu. Jugendliche werden unter solchen Umständen jede Gelegenheit ergreifen, um da auszustei-gen. Auch der Dschihad erscheint dann als eine solche Möglichkeit.

In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg warf man sich anfangs begeistert in die Schlacht, um für Kaiser, König und Vaterland zu sterben. In den sechziger Jahren schienen andere Utopien realisierbar, und tatsächlich änderte sich auch vieles. Der Kapitalismus nahm diese Anstösse begierig auf, und ihnen verdankt man auch die Entwicklung völlig neuer Technologien. Aber der Elan erlahmte, nicht zuletzt

weil der Kapitalismus an die Grenzen seines Wachstums geriet. Da stehen wir heute. Auf die Grössen- und Allmachtsfantasien zu spekulieren, wie ich es tue, birgt das grosse Risiko, dass es keine Garantie gibt, ob sie in Richtung des Destruktiven oder des Konstruktiven tendieren werden.

Und wie fördern wir die kreative Seite?

Dafür sehe ich viele Ansätze: zum Beispiel das zunehmende ökologische Bewusstsein, das in den Aktionen von Greenpeace etwa ins Spektakuläre geht und das Grössenfantastische offenbart. Aber auch die zunehmende Beliebtheit des Veganismus, durch den es zu einer Umwertung des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier kommt. Oder der ständige Versuch, neue Formen des Lebens und Wohnens zu suchen und zu finden und dabei auch der Stadt neue Bedeutungen im Zusammenleben zu geben. Erschreckend ist allerdings, wie viel Widerstand und Hass solche Bemühungen auslösen. Und gegen diesen Hass anzukämpfen, ist eine schwierige und mühsame Sache. Denn wir wollen ja keinen Gehirnhass entwickeln.

Das ganze Interview finden Sie auf unserer Website www.woz.ch. Darin erklärt Mario Erdheim, wie das mit dem Wünschen im Mittelalter war, was er in Mexiko erlebte, welche Ängste die Menschen umtreiben und worin er die Ursachen für die Entfremdung von der Arbeit sieht.

WEITER DENKEN, ANDERS HANDELN



So viele Krisen – und doch hält sich die Empörung in Grenzen. Warum ist das so? Wohin entwickeln sich die Gesellschaften? Gibt es überhaupt noch Perspektiven? In dieser WOZ-Gesprächsserie befragen wir Fachleute, die sich seit langem mit gesellschaftlichen Verhältnissen befassen.

Bisher sind im Rahmen dieser Reihe acht Interviews erschienen. Sie finden sie auf unserer Website www.woz.ch/d/weiter-denken-anders-handeln. Das nächste Gespräch führen wir mit Edzard Reuter, dem früheren Vorstandsvorsitzenden der Daimler-Benz AG.